

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 213

Rubrik: Redeplatz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ein Mahnmal gegen Spekulation»

Gallus Hufenus erklärt, warum es bei der Villa Wiesental um mehr als um ein altes Haus geht.



«SAITEN»: Sie haben 4754 Unterschriften für die Rettung der Villa Wiesental gesammelt. Die Petition ist eingereicht: Wie geht es politisch weiter?

GALLUS HUFENUS: Im Herbst sind Stadtratswahlen. Wer gewählt werden will, wird sich auch zur Villa Wiesental äussern müssen. Wobei Denkmalpflege ja eher ein linkes Anliegen ist.

Wieso? Weil die Linke wertkonservativ ist? Auf der einen Seite stehen die ökonomischen Ansprüche, maximale Rendite und so weiter. Auf der anderen Seite geht es um kulturelle Werte, die unbezifferbar sind. Für diese macht sich traditionell die Linke stark.

Was sind das genau für Werte? Fragen der Selbstfindung, der kulturellen Identität der Stadt. Es geht um mehr als die Villa, auch wenn ich bekannt dafür bin, dass ich alte Bauten mag. Es geht ums Einstehen für Lebensqualität und für die Kulturstadt St.Gallen. Die Stadt empfinde ich hier handzahn und passiv.

Ist die Villa Wiesental dafür das richtige Streitobjekt? Sie sei vom Verkehr bedrängt, ihr fehle das «Futteral», hat Peter Röllin gesagt. Die Frage ist schon berechtigt. Aber ich sehe das «Futteral» eher inhaltlich; es braucht keinen grösseren Park, wie ihn die Villa früher hatte.

Sie ist ein Zeuge der Textilblüte, sie markiert den Übergang von der Vorstadt zur Innenstadt, sie ist die «Lokomotive» der ganzen Rosenbergstrasse. Städtebaulich gibt es also gute Gründe, sie zu erhalten. Und zudem bekommt sie eine ganz neue Stellung als Bindeglied zwischen der Hauptpost, den Lagerhäusern, der Lokremise und – hoffentlich – dem Kastanienhof. Das ist die neue kulturelle Achse.

Was soll die Villa auf dieser Achse bieten? Das ist eine heikle Frage. Falls die jetzige Besitzerin Swisscanto einlenkt und sie renoviert, dann gibt es wohl Büros – dagegen hätte ich sicher nichts. Aber für eine kulturelle Nutzung gibt es auch schon Ideen, sehr gute, einmalige Ideen. Besser wäre darum, Swisscanto würde die Villa verkaufen. Weder sie noch HRS wollen oder können diese Ideen umsetzen.

Eine baufällige Villa erhalten um jeden Preis: Bremst das nicht die Stadtentwicklung?

Ich bin ein Freund von guter neuer Architektur und will keinen Ballenberg in St.Gallen. Denkmalpflege darf nichts Museales sein. Und Verdichtung ist wichtig. Aber allzu oft muss das Schlagwort Verdichtung für Projekte herhalten, die auf maximale Rendite abzielen. Die Villa ist ein Mahnmal gegen Spekulation. Die Denkmalpflege hat sich zu rasch mit dem Abbruch

abgefunden, wie früher auch schon beim Maillart-Filterwerk in Goldach und bei der Stadtgarage an der Teufenerstrasse in St.Gallen.

Chancen hat die Petition wohl keine. Es ist ein Kampf David gegen Goliath. Aber ich finde ihn nötig, gerade bei einem Unternehmen, das schon die Fussballarena und die Leopardenhäuser auf dem Gewissen hat. Wenn die Villa am Ende abgebrochen würde, hätten wir trotzdem etwas gewonnen: die Sensibilität für einen solchen Bau und die öffentliche Diskussion darüber. Dann geschieht es wenigstens in vollem Bewusstsein. Und: Jede der 4754 Unterschriften erhöht die Qualitätsansprüche an ein Neubauprojekt.

Gallus Hufenus ist Präsident des Vereins «Rettet die Villa Wiesental», Kulturvermittler und Kaffeehausbetreiber.

Interview: Peter Surber/Bild: Tine Edel

Der Redeplatz. St.Gallen hat einen neuen Platz erhalten – fast unbemerkt bei all den Querelen um Marktplatz, Bahnhofplatz oder Roten Platz: den Gallusplatz. Er ist weit, fast leer, hell, eine Piazza, ein öffentlicher Ort, ein Redeplatz. Dafür nutzen wir ihn – «Saiten» führt jeden Monat auf dem Gallusplatz ein Interview zu einem streitbaren Thema.



Bild: pd

So richtig ist die Kontroverse um Pius Knüsel's Buch «Kulturinfarkt» in der Ostschweiz gar nicht angekommen. Die Podiumsdiskussion im Pfalzweiler von Anfang Mai ist auch schon fast wieder vergessen. Wir stossen die Debatte nochmal an und haben zwei Kulturschaffende um einen Beitrag zur Diskussion gebeten.

Mehr, nicht weniger Geld für Kultur!

Mann habe sich halt kennengelernt in Deutschland und es habe sich dann so ergeben, das Buch. Und wenn schon Buch, dann müsse es provozieren, findet Pius Knüsel, mit drei deutschen Männern zusammen der Autor von «Kulturinfarkt». Ohne Provokation keine Diskussion. Bitte schön. Gerne. Aber Achtung: Nur die Männer geht das an, Künstler, Schriftsteller, Konsumenten und Erzeuger. Der Infarkt ist männlich.

Den Künstlern wie den im Kulturbetrieb Tätigen, so das Buch, werde der künstlerische Antrieb dank Fördergeldern ausgetrieben. Das Ergebnis seien verwöhnte Förderkinder, vom Markt abgeschirmt, total gemütlich, aber ungesund: Bewegungsmangel! Windstille! Stattdessen sollte der freie Markt der Kunst um die Ohren pfeifen.

Das ist beleidigend für alle, die mit Kultur zu tun haben und sich sagen lassen müssen, sie machten sich ein bequemes Leben. Und die Diagnose ist falsch, in dreierlei Hinsicht.

Erstens: Dass geförderte Institutionen ohne Rücksicht auf Besucherzahlen und -interesse machen, was sie wollen, stimmt (jedenfalls hierzulande) nicht. Wer am Publikum vorbeiprogrammiert, ist rasch weg vom Fenster. 95 Prozent der Bevölkerung seien von der geförderten Kultur ausgeschlossen und hätten einen ganz anderen Geschmack? Wer das behauptet, schätzt das Publikum gering.

Zweitens: Ein Selbstfinanzierungsgrad von einem Drittel, der Hälfte oder noch mehr, wie im Buch verlangt, wäre für viele Häuser und Projekte der Tod. Nehmen wir ein fiktives Museum, Jahresbudget 600'000 Franken, 5000 zahlende Besucherinnen und Besucher, Eintrittspreis fünf Franken – das ergibt gerade einmal 25'000 Franken. Noch einmal den gleichen Betrag steuern die Mitglieder bei. So lässt sich nicht einmal ein Drittel der Kosten «einspielen». Kunsträume im Lagerhaus, Kinok, Theaterspielstätten et cetera: Ohne Subventionen kann man all das vergessen. Kulturinstitutionen sind keine Industrieunternehmen.

Drittens: Dass «der Markt» es schon richten würde, ist eine fatale Perspektive. Nur noch mehrheitsfähige Kunst hätte eine Chance. Recht allerdings haben die «Infarkt»-Autoren insofern, als ein Teil der Bevölkerung, besonders die ausländische, am subventionierten Kulturangebot nicht teilhat. Ich habe einen Taxifahrer gefragt, was sich ändern müsste, damit er mal in die Oper ginge. Die Antwort: «Muesch mache Priis billig.» Die heutigen Ticketpreise sind sachgerecht, aber für viele dennoch nicht zahlbar. Die Schlussfolgerung heisst also: Es braucht mehr, nicht weniger Subventionen, wenn Kultur eine Sache für alle sein soll.

Brigitte Kemmann, ist Inhaberin der Kulturzentrale in St.Gallen.

Liebe Freie, machen wir uns locker!

Die heilige Kuh heisst neuerdings Kultursubvention. Geschlachtet wird sie nicht. Aber ein Gesundheits-Check in Buchform durchgeführt, von Pius Knüsel («Ich habe dies nicht in meiner Funktion als Direktor der Pro Helvetia getan») und drei Mitstreitern. «Der Kulturinfarkt» hält – grob zusammengefasst – fest: Die Mast der heiligen Kulturkuh kann nicht mehr in gewohnten Bahnen vorstatten gehen. Überall zu viel desselben bei gleichbleibendem Publikumsinteresse.

Vom Schlachten ist also nicht die Rede. Aber die Bestandesaufnahme sei erlaubt. So wollen wir das Ganze mal als Selbstreflexion des bestehenden Kulturförderbetriebs verstehen. Dennoch: Das Buch führt unter uns Kultis, sonst ja Cracks in Sachen Infragestellung des allgemeinen Ist-Zustands, zu einem zünftigen Abwehrreflex. So gesehen in Zürich, als wir im Theater Neumarkt einem Podium beiwohnten (Knüsel vs. (Hoch-)Kulturvertreter); und einige Tage später im Pfalzweiler zu St.Gallen (Knüsel mit Wirtschafts- und Kulturvertretern). Knüsel muss dabei zünftig einstecken; vor allem aus dem Publikum hört man, dass man «überrascht» sei, «entsetzt», «schockiert», bisweilen beleidigt. Der Kulturchef der Stadt Zürich verbittet sich gar, geduzt zu werden. Pfui, böser Knüsel, du.

Zugegeben, er und seine Komplizen haben es in ihrem Buch verpasst, die Varianten an Kulturvermittlern, -veranstaltern und -schaffenden in Österreich, Deutschland und der Schweiz zumindest im Minimalansatz auseinanderzuhalten. Die Event-, Spass- und Hochkultur, die «Staatlichen» und «Freien» werden kaum differenziert betrachtet. Es wird alles unter «Kultur» zusammengefasst.

Wer dafür auf Leserseite der eigenen – wohl oft lokalkulturpolitischen – Sicht mal eine «staatliche» vorzieht, muss aber zugeben: Die Reflexionen im Buch lassen sich auf lange Sicht nachvollziehen. Und: Sie stellen vor allem den konventionellen, in Gewohnheiten verbürgten, satt subventionierten Betrieb in Frage. Und weniger die Arbeit der Freien. Also, liebe Freie: Machen wir uns locker in unserer ersten Schockstarre. Die Konsequenzen aus dem Buch sprechen für unsere Flexibilität, unsere Reaktionsfähigkeit, unsere Wendigkeit.

Wenn wir relevante Inhalte und Stoffe liefern, die das Publikum sehen, hören, erleben will: Die Diskussion, die aus dem Buch entstehen könnte, kommt uns nicht ungelegen. Und sollte den Kulturpolitikern (so es die gibt) zu denken geben. Darum, liebe Knüsel, noch eins nachschieben! Titel von Band zwei: «Kulturpolitik erwache!» Untertitel: «Was man für öffentliche Subventionen sonst noch für eine lustvolle Kultur bekäme.»

Oliver Kühn, 1969, ist seit 1994 Gründer und Leiter des Ostschweizer «Theater Jetzt».